

evangelischen Missionen in den jungen Kirchen des Ostens“. Es handelt sich aber hier nicht mehr um die geschichtlich-sinologische Frage nach dem Sinn der Konfuzius- und Ahnenverehrung. In beiden Kulturen sind von Anfang an hohe Kulturwerte mit abergläubischen Elementen gemischt. Die äußerlich kundgegebene Achtung vor den Eltern und Ahnen, vor Konfuzius und seiner Lehre ist geradezu die Grundlage der chinesischen Kultur und kann es bleiben unter Einbeziehung christlicher Ideen. Das chinesische Volk aber ist nach der Überzeugung der römischen Kurie reif geworden, die irrümlichen und abergläubischen Elemente des Kultes auszuschneiden und die Mission soll dazu mitwirken. Da schadet es gar nicht, wenn etwa aus einem Gebrauch „das Herzstück“ ausgebrochen wird, weil es abergläubisch ist. Am Ende wird das Volk zufrieden sein, wenn an Stelle des alten Wahnes ein neues Herzstück sich befindet voll Sinn und Wahrheit. Es muß jedenfalls vieles noch ausgeschieden werden. Dessen ist sich Rom klar bewußt. Und es wird „das theologische Wächteramt“ der katholischen Mission im Fernen Osten sein, darüber zu wachen, daß nichts Abergläubisches bleibe, daß die Christen bei abergläubischen Bräuchen bezgl. der Ahnen und des Konfuzius nur aus triftigem Grunde teilnehmen in rein passiver Assistenz, etwa wie bei uns in Europa evangelische Christen z. B. als Diplomaten an einem katholischen Seelenamt oder einer Papstkrönungsmesse teilnehmen, ohne daß man ihnen deshalb eine Verleugnung ihres Glaubens vorwirft. Es bleibt also die gewiß oft schwierige Unterscheidung und die ernste Pflicht der notwendigen Unterweisung. Aber wenn es in dieser Beziehung an dem notwendigen Ernste nicht fehlt, dann hat gewiß niemand das Recht, die neue Haltung der katholischen Mission in der Ritenfrage zu kritisieren. Und wenn es ihr gelingt, dem chinesischen Volke in diesem kritischen Zeitpunkte zu helfen, wo seine vieltausendjährige Kultur von innen her bedroht ist, weil sich die bisherigen religiösen Grundlagen als unhaltbar erwiesen haben, — wenn es gelingt, an die Stelle des Irrtums die wahre christliche Gottesidee zu setzen, dann wird das eine Großtat ersten Ranges sein. In diesem Zusammenhang möchten wir noch hinzufügen, daß durch Dekret der Propaganda vom 9. April 1940³ eine ähnliche Bestimmung wie für die chinesische Mission auch für die indische Mission gegeben wurde. Benedikt XIV. hatte durch die Konstitution „*Omnium sollicitudinum*“ vom 12. September 1744 den malabarischen Ritenstreit entschieden, nachdem der chinesische Ritenstreit bereits durch die Bulle „*Ex illa die*“ vom 11. Juli 1742 entschieden war. Jetzt wird auch für Indien die Bindung der Missionare durch den Eid auf „*Omnium sollicitudinum*“ aufgehoben. Im Gegensatz zu der Lösung für China werden aber keine weiteren Erlaubnisse gegeben, es bleibt vielmehr alles einer eventuellen schrittweisen Änderung durch den Hl. Stuhl überlassen. B. Biermann O. P.

Das neue Studienhaus der Franziskaner in Peking

Von Otto Maas O. F. M.

Eines der wichtigsten Missionsmittel ist die Kenntnis der Sprache des Missionslandes. Es ist nicht zu verwundern, daß häufig die ersten

³ Vgl. AAS 1940, p. 379, dazu *Agentia Fides* v. 11. Mai 1940, Nr. 733; ferner V. Belgeri: *L'abolizione del giuramento circa i riti malabarici*, in *Il Pensiero Missionario*, Rom 1940, p. 230—234.

Missionsversuche in einem Lande deshalb scheiterten oder die Erfolge hinter den Erwartungen zurückblieben, weil die Missionare über keine oder nicht genügende Sprachkenntnisse verfügten¹. Zu verwundern ist freilich auf der andern Seite, daß mitunter auch bei mangelhafter Sprachfertigkeit dennoch Erfolge erzielt wurden. In solchen Fällen traten aber, wenn wir einmal von dem „Sprachenwunder“ absehen wollen, durchweg andere günstige Umstände als Ersatz ein, z. B. die Hilfe der weltlichen Macht, wie bei der Bekehrung Mexikos durch die Spanier im 16. Jahrhundert. Der normale Weg zum Erfolge aber bleibt die Beherrschung der Landessprache, wie denn auch Peter von Gent und seine Mitbrüder in Neuspanien erst nach Erlernung der mexikanischen Sprache ihre besten Früchte ernten konnten².

Trotz dieser Binsenwahrheit finden wir ein systematisches vorbereitendes Sprachstudium für Missionare verhältnismäßig selten in der Missionsgeschichte. In vielen Fällen war es in der Heimat unmöglich, weil niemand da war, der die Sprache lehren konnte, und in der Mission nahmen sich die Missionare oft nicht die Zeit. Ihr Eifer trieb sie zumeist gleich an die Arbeit der Seelenrettung. Man behalf sich zuerst mit Dolmetschern und eignete sich gleichzeitig die Sprache nach und nach im Missionslande an, wobei die neuen Missionare von den älteren lernten. Versuche, in der Heimat Sprachschulen einzurichten, sind freilich daneben schon im Mittelalter gemacht worden. Der Dominikaner Raimund von Peñafort und der Franziskanerterziar Raimund Lull haben sich in dieser Beziehung hervorgetan. Bekannt ist das Studienkolleg Lulls in Miramar auf Mallorca und seine Forderung auf dem Viener Konzil (1311/12), in Rom, Paris und Toledo Sprachklöster zu errichten³. Die Forderungen und das Beispiel dieser weitschauenden Männer blieben aber mehr oder weniger unerfüllt und ohne Nachahmung. Erst in unserer Zeit hat man angefangen, dem vorbereitenden Sprachstudium wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. So hat der Generaldelegat des Franziskanerordens in China, P. Alfons Schnusenberg, in Peking eine Sprachschule ins Leben gerufen, die ganze Arbeit leistet und die Missionare mit dem nötigen Rüstzeug hauptsächlich nach der sprachlichen Seite hin versieht.

Im Nordwesten der Stadt Peking, innerhalb der Tatarenstadt und nicht weit von der katholischen Universität, wurde im Jahre 1936 ein Grundstück erworben, das sich für den Zweck als besonders geeignet erwies. Es war ein früherer Prinzenpalast mit vielen großen und kleinen Pavillons, überdachten Wandelhallen und Anlagen verschiedenster Art, wie sie in China üblich sind. Die Räumlichkeiten dienten zunächst nur als Unterkunft für die neu angekommenen Missionare des Ordens. Den Unterricht erhielten diese bis in die letzte Zeit hinein in dem amerikanischen „College of Chinese Studies“, zu dem die jugendlich begeisterten Anwärter der Chinamission täglich einen Weg von $\frac{3}{4}$ Stunden

¹ So schreibt z. B., um nur ein Beispiel anzuführen, Haas in seiner „Geschichte des Christentums in Japan“ (Tokyo 1902) in dem Kapitel „Zur Würdigung Xaviers“, daß ihm „die Seelengewinnung durch seine Unkenntnis der Landessprache erschwert“ war (S. 234).

² Vgl. Wörmann, Fünfzig Jahre unter den Indianern Mexikos, Trier 1912, 46—48.

³ Vgl. Altaner, Sprachstudien und Sprachkenntnisse im Dienste der Mission des 13. und 14. Jahrhunderts. In: ZM 1931, 122/23.

zu Rad oder mit der Straßenbahn oder im Autobus zurücklegen mußten. Eine internationale Gesellschaft von Franziskussöhnen fand sich in dem Prinzenpalast zusammen: Deutsche, Italiener, Franzosen, Belgier, Amerikaner usw. Ihre Zahl wuchs von Monat zu Monat. Dazu kam, daß auch andere Orden für ihre Ankömmlinge in der chinesischen Mission um Aufnahme baten. So wurden die Räumlichkeiten zu eng, und im April 1940 wurde der Grundstein zu einem Erweiterungsbaue gelegt, der am 7. Oktober mit seinen 43 Zellen und 36 Schulzimmern für die sprachlichen Übungen der Studenten durch den Apost. Delegaten Erzbischof Zanin eingeweiht werden konnte. 44 Franziskaner, 3 Kapuziner, 1 Dominikaner, 7 Vinzentiner, 4 Steyler und ein Priester aus dem Pariser Seminar sind für 2 bis 4 Jahre in das neue Studienkloster eingezogen, dessen Studienprogramm nunmehr vorliegt: *Domus Franciscana Pekinensis. Collegium Studii Sinici. Programma Studiorum*. 1940. 4 Seiten. Oktav. Das Studienprogramm enthält 4 Punkte: I. Finis, II. Methodus, III. Media, IV. Programma. Wir geben hier die Hauptgedanken des Programms in deutscher Sprache verkürzt wieder ⁴.

I. Als Zweck des Hauses wird bezeichnet, den Missionaren die Grundlage der chinesischen Sprache zu vermitteln und zwar sowohl der Umgangssprache wie auch der klassischen, dazu eine Einführung in die chinesische Geschichte und Kultur sowie in die Missionspraxis. Das Studium umfaßt im ganzen 4 Jahre: 2 Jahre „*cursus ordinarii*“ und 2 Jahre „*cursus superioris*“. Das 1. Jahr dient ausschließlich der Einführung in die Umgangssprache, so daß der Student nach einem Jahre in der Lage ist, die gewöhnlichen Gedanken leicht und gut chinesisch wiederzugeben. Das 2. Jahr dient der Einführung in das klassische Chinesisch, so daß der Besucher der Schule nach Ablauf dieses Jahres leichtere chinesische Texte zu lesen und zu analysieren versteht und schwierigere Texte ohne fremde Hilfe übersetzen kann. Der Oberkursus (3. und 4. Schuljahr) dient der tieferen Erforschung der chinesischen Sprache, besonders der klassischen, und der Einführung in die übrigen Sprachen des Fernen Ostens, nämlich des Japanischen, des Mandschurischen und des Sanskrits.

II. Über die Methode wird ausführlich berichtet. Wir fassen auch hier wieder kurz zusammen: Sie ist dreifach: 1. direkt (ähnlich wie in den bekannten Berlitz Schools), 2. grammatikalisch (wie im Lateinischen und Griechischen: Lernen der Regeln und Übersetzen), 3. als Krönung und Abschluß die sog. „Mastery“- oder „Meisterschafts“-Methode durch Aufnahme und Verarbeitung von chinesischen Texten. Praktisch und konkret: In den Unterrichtsstunden wird von Anfang an keine andere als die chinesische Sprache gebraucht. Der Lehrer zeigt den Schülern in der ersten Woche Gegenstände und spricht langsam und deutlich die chinesischen Namen dafür aus. Natürlich werden auch kleine Sätze gebildet. Danach beginnt der eigentliche Kursus, der dreifach abgeteilt ist, in einen gemeinsamen, einen Sektions- und einen Privatunterricht. Jeden Morgen um 8 Uhr beginnt der gemeinsame Unterricht. Der Lehrer trägt eine Stunde lang neue Ideen und neue Ausdrücke vor,

⁴ Siehe hierzu auch *Apostolicum (Periodicum Pastorale et Asceticum pro Missionariis, Tsinanfu 1940) 329/30* sowie „Für Gottes Reich!“ (Rundbrief für die Förderer des Franziskanermissionsvereins, Werl 1940) Nr. 2.

vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitend. Die Zuhörer dürfen in dieser Stunde nicht sprechen und nur ganz wenige Aufzeichnungen machen. Nach dieser ersten Stunde beginnt der Unterricht in Sektionen derart, daß auf 4 Schüler ein Lehrer kommt. Diese Zeit (von einer halben Stunde) wird mit Fragen und Antworten und Erklärungen ausgefüllt. Darauf folgen weitere zwei halbe Stunden, in denen derselbe Stoff weiter verarbeitet wird mit der Gründlichkeit, daß nicht nur jeder Schüler einen eigenen Lehrer hat, sondern auch nach der ersten halben Stunde der Lehrer für jeden Schüler gewechselt wird. Alsdann folgen 3 weitere halbe Stunden jeder der 3 Abteilungen, nämlich eine halbe Stunde gemeinsamer Unterricht, eine halbe Stunde Sektions- und eine halbe Stunde Privatunterricht, so daß der Unterricht jeden Morgen insgesamt 4 Stunden umfaßt. Wenn der Student die neuen Ausdrücke völlig in sich aufgenommen hat, wird ihm ein Text gegeben, den er mit den Lehrern flüssig lesen lernt. Hierauf beginnt die Übung des Schreibens der schwierigen chinesischen Schriftzeichen.

III. Die Mittel. Es sind zwei: Lehrer und Bücher. Als Sprachlehrer kommen nur Chinesen in Frage⁵. Ein Dreifaches wird von jedem Lehrer verlangt: 1. Er muß die Pekinger Aussprache haben⁶. 2. Er muß die Mittelschule absolviert haben und das entsprechende Diplom besitzen. 3. Er muß die Gewähr bieten, daß er den Unterricht nach der vorgeschriebenen Methode gut zu erteilen vermag. Als Bücher werden gebraucht solche, die auch in den öffentlichen Schulen Verwendung finden. Dazu werden eigene Unterrichtsbücher von dem neuen Kolleg herausgegeben, die mehr oder weniger auf den Missionsberuf der Studenten zugeschnitten sind⁷.

IV. Das Arbeitsprogramm. Das Unterrichtsjahr hat 4 Trimester oder Quartale, jedes Quartal 11 Unterrichtswochen, jede Woche 5 Schultage (Samstag und Sonntag bleiben frei). In der letzten Unterrichtswoche finden die mündlichen und schriftlichen Examina statt. Auch in den Hilfsdisziplinen wird geprüft. Es sind folgende: chinesische Geschichte, Missionsgeschichte, chinesische und Missionsgeographie, chinesische Religionskunde, Missionsrecht und Englisch. Der Unterricht in diesen Fächern wird von ausländischen Missionaren erteilt. Bezüglich des Schreibens der chinesischen Schriftzeichen wird folgendes bestimmt:

⁵ Der Unterricht in der chinesischen Grammatik wird von einem kundigen nichtchinesischen Missionar erteilt.

⁶ Die Frage, weshalb gerade die Pekinger Aussprache, beantwortet ein Missionar, der bereits durch die Pekinger Sprachschule gegangen ist, folgendermaßen: „Peking ist die alte chinesische Kaiserstadt, und als Sitz der Würdenträger und Beamten hat es die vornehmste und klangvollste Sprache ganz Chinas, die ‚Kuan-hua‘, Beamtensprache. Msgr. Yü Pin, Bischof von Nanking, der uns am 20. Juni 1937 einen Vortrag hielt, meinte, daß innerhalb eines Jahrzehnts die Pekingsprache zur Reichssprache erhoben und in ganz China gesprochen und verstanden würde. Der bald darauf einsetzende Krieg hat diese Aussichten, wer weiß, um wie viele Jahre oder Jahrzehnte, hinausgeschoben.“ („Für Gottes Reich!“ a. a. O.)

⁷ Hieraus und aus den Vorschriften über die Lehrer sowie den vielen Unterrichtsräumen im Studentenheim scheint hervorzugehen, daß man mit der Zeit den Besuch des weit entfernt liegenden amerikanischen Kollegs, zu dem jedermann Zutritt hat, ganz einstellen und das Studium im Pekinger Kloster mehr oder weniger zu einem Hausstudium machen will, wobei allerdings der Weg zur katholischen Universität, die in der Nähe liegt, offen bleibt.

Am Ende des 1. Quartals müssen die Studenten 100 chinesische Zeichen malen und ihre Betonung angeben können; im 2. weitere 150; vom 3. bis 8. je 200, so daß sie nach Absolvierung der beiden ersten Studienjahre 1450 chinesische Zeichen sich angeeignet haben. Weitere Zeichen, die in der Lektüre vorkommen, müssen sie kennen, brauchen sie aber nicht schreiben können⁸.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Missionare nach einem vierjährigen Unterricht dieser Art für ihren missionarischen Dienst besser geschult sind, als es bisher der Fall war. Die Vorbereitung war bisher, so gut sie auch in einzelnen Fällen sein mochte, doch nur ein Behelf. Es war kein planmäßiges Studium; es fehlte an den Mitteln, vor allem oft an den geeigneten Lehrern; m. a. W. es war keine Schule. Daher waren viele der Missionare nicht in der Lage, den Gebildeten das erhabene Wort Gottes zu verkünden. Es steht zu erwarten, daß die neue Pekinger Sprachenschule des Franziskanerordens die Missionare dazu befähigt⁹.

Buchbesprechungen

Tor Andrae, Die letzten Dinge. Deutsch von Hans Heinrich Schaefer, Leipzig (Hinrichs) 1940, 240 S. RM. 7, gbd. RM. 8,50.

Der Name des inzwischen zur Bischofswürde erhobenen Verf.s — bei uns besonders durch sein Buch über Mohammed bekannt — wie der Name des Übersetzers erfüllen den Leser mit hohen Erwartungen. Das Buch besteht aus drei nur lose innerlich miteinander verbundenen Abhandlungen. Die erste hat zum Gegenstande die unsichtbare Welt und beleuchtet unter Ausschluß eigentlich philosophischer Spekulationen mit viel religionsgeschichtlichem und psychologischem Material die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit und den Sinn des christlichen Glaubenssatzes von der Auferstehung des Fleisches, sowie er nach dem Urteil des Verf.s heute für uns Bedeutung hat. Die zweite Abhandlung führt hinein in das Ringen der großen Weltreligionen: des Islams, der indischen Bhaktireligion sowie des Christentums, um die Aussichten des letzteren in diesem Entscheidungskampfe zu würdigen. Der Verf. erblickt, unbeschadet des nur bescheidenen Missionserfolges auf diesem Kampfgebiete, eine Hoffnung für das Christentum in dem Umstande, daß es langsam und indirekt die Fühl- und Denkweise der anderen Religionen beeinflußt und umgestaltet, wie das jetzt schon an vielen Tatsachen festzustellen ist. Die dritte und letzte Abhandlung, mit wenigen Änderungen den Neudruck einer bereits 1932 (Uppsala Universitets

⁸ Der schon erwähnte Missionar, der in Peking vorgebildet wurde — P. Gregor Gebken — schreibt in seinem Bericht über die neue Schule: „Diese Methode, eine Sprache zu erlernen, ist für China besonders wichtig, weil die Chinesen mit etwa 400 verschiedenen Silben alles ausdrücken müssen. Daß dadurch leicht Unklarheiten oder Verwechslungen vorkommen, ist ohne weiteres klar. Um diesem Übel zu entgehen, spricht man (nach dem Pekingdialekt) die Worte in vier verschiedenen Tönen, wobei mit jedem Ton die Bedeutung des Wortes wechselt. Sobald man nun ein Wort im falschen Tone spricht, wird man entweder nicht verstanden, oder man sagt genau das Gegenteil von dem, was man sagen will . . . Darum ist es notwendig, die Sprache immer wieder zu hören.“ („Für Gottes Reich!“ a. a. O.)

⁹ Über andere neuere Sprachschulen in Peking, der Scheutvelder als der ersten vor bereits 20 Jahren, der Jesuiten im Jahre 1937 (Maison Chabanel) u. a. s. Schön. Zukunft 1941, 5. Jan. (Nr. 15/16) S. 187.